

## Die Nächte der Kanzlerin



Thomas Knauf  
Die Nächte der Kanzlerin

*Mit Dank an A. B.*

Die Russen waren schuld. Ständig schüchterten sie einen mit ihren großen vaterländischen Siegen ein, die stets mehr gekostet als eingebracht hatten. Weil sie die Idee der Freiheit für einen Hund hielten, der bellt, ohne zu beißen, ließen sie sich von jeder Herrschaft, die ihnen Brot und Wodka versprach, an die Kette legen und waren zufrieden, solange es auch ihren Nachbarn schlecht ging.

Kein westliches Staatsoberhaupt verstand sie besser als die deutsche Kanzlerin, da sie Russisch sprach und wusste, wer Wodka predigt, kocht auch nur mit Wasser. Sie wusste, die Herren im Kreml zeigten den Europäern immer zuerst die kalte Schulter, tauten aber auf, sobald man ihre Seele streichelte. Mehr als andere Völker liebten Russen Poesie, Musik und das Theater. Weshalb ihnen Staatsempfänge ohne Kaviar und Kulturprogramm so unmöglich erschienen wie Schlittenfahren ohne Schnee.

Obwohl Wladimir Iljitsch Lenin so viel Mitleid mit seinem Volk hatte wie ein Wissenschaftler mit Laborratten und bourgeoise Belustigungen verabscheute, glaubte das Proletariat seinen Worten, der Film sei die wichtigste aller Künste. Stalin hatte ein mörderisches Verhältnis zu seinen Landsleuten und liebte amerikanische Slapstick-Komödien. Die revolutionären Filme von Sergej Eisenstein bereiteten ihm Kopfschmerzen. Er verstand sie nicht oder zu gut, darum ließ er *Die Beschin-Wiese* noch vor seiner Fertigstellung vernichten und verfügte, dass *Iwan der Schreckliche* erst nach seinem Tod das Licht der Leinwand erblicken sollte.

Seit auch die Sowjetmenschen das Fernsehen als Ratgeber in allen Dingen entdeckten, hatte der Film als wichtigste aller Künste ausgedient. Im demokratischen Russland wurden sie ganz wirr im Kopf von mehr schlechten als guten Nachrichten und so apathisch vom Geflimmer bunter Verlockungen, dass sie kaum mehr ins *Dom Kino* gingen. Die besten Regisseure waren in Hollywood, andere drehten Filme, die sie immer schon machen wollten, die aber keinen interessierten. Am Ende des 20. Jahrhunderts war der Russenfilm die unwichtigste aller Künste. Das beleidigte den Nationalstolz des neuen Präsidenten, der auf die alten Tugenden schwor und nie vergaß, dass man ihn als KGB-Mitarbeiter in Deutschland zu jeder Dresdner Filmpremiere eingeladen hatte.

Deshalb wunderte sich die Kanzlerin auch nicht, dass Wladimir I. bei seinem Besuch auf Schloss Meseberg ein Dreieinhalbstunden-Epos über den Großen Vaterländischen Krieg von Nikita Michalkow mitbrachte, das bei den Filmfestspielen in Cannes nur Kopfschütteln hervorgerufen hatte. Mit dem Familiendrama *Die Sonne, die uns täuscht* errang der Sohn des Textschöpfers der sowjetischen Nationalhymne den Oscar, mit *Die Zitadelle* offenbarte er sich als Pyromane der Leinwand. So jedenfalls stand es in *Variety*, dem Fachblatt Hollywoods, das die Kanzlerin beim Friseur las, um ihr Englisch zu trainieren.

Nach dem Dinner, bei dem sie mit prononciertem, wengleich lückenhaftem Schulrussisch für Heiterkeit bei den Gästen sorgte, ging es in den Kinosaal, um das Epos über den Großen Vaterländischen Krieg anzuschauen.

Das Thema sei seit dem Ende des Kommunismus schändlich vernachlässigt worden, weil die kriegsentsöhnten jungen Filmkünstler sich mit Vorliebe in alltäglichen, destruktiven Sujets badeten, bedauerte der Kreml-Chef. Umso nötiger sei es, der heutigen Generation das Positive der russischen Geschichte zu vermitteln, damit sie den friedlichen Abzug der Roten Armee aus Osteuropa nicht als Schwäche verstünden.

Die Kanzlerin nickte freundlich und ließ sich in den Sessel fallen, um die dreieinhalbstündige Geschichtslektion rasch hinter sich zu bringen. Sie mochte Kriegsfilme nicht, eigentlich überhaupt keine Filme. Sie liebte Opern, vor allem Wagner, Ballett in Maßen und Musicals nur zu Hause beim Kochen. Eine Kulturkanzlerin wollte sie schon deshalb nicht sein, weil ihr Vorgänger aus Hannover sich gern mit namhaften Künstlern in den Medien zeigte. Darum gab es, solange sie Hausherrin war, von ihr kein Porträt eines Malerfürsten in der Galerie des Kanzleramtes. Jeder wusste schließlich, wie sie aussah, so er fernsah oder Zeitung las, und konnte sich selbst ein Bild machen von der Frau, der niemand zugetraut hatte, die erste deutsche Bundeskanzlerin zu werden. Als sie 1989 von der Wissenschaft in die Politik wechselte, hielt man die Pfarrerstochter aus Templin für eine Kleindarstellerin in dem Film *Die Marx-Brothers in der DDR-Volkskammer*. Als „mein Mädchen“ von Kanzler Kohl erwachsen ihr mehr Prügel als Flügel, doch sie hielt durch und lernte von ihrem Ziehvater, dass Politik zuvorderst gnadenloser Machtkampf innerhalb der eigenen Partei ist.

Inzwischen schäumte man oder zog über sie her, um das Unbegreifliche ihres Stehvermögens zu kommentieren. Sie zu bewundern oder gar zu mögen wagte niemand öffentlich, der etwas auf sich hielt. Das höchste der Gefühle: Man zollte ihr Respekt, weil sie mit mehr oder weniger Erfolg die mächtigsten Männer der Welt davon abhielt, diese vollends zu zerstören. Vielleicht kam sie mit dem starken Geschlecht so gut aus, weil sie in einem Land aufgewachsen war, in dem Frauen nicht nur auf dem Papier gleichberechtigt waren und Männer *a priori* als Menschen und *a posteriori* als miese oder nette Kerle betrachteten.

Zwanzig Minuten warteten sie nun schon, dass der Film losging. Der Kreml-Chef, momentan in der Nebenrolle des Ministerpräsidenten agierend, nutzte die Zeit, um von den Sowjetfilmen seiner Kindheit zu schwärmen. Die Kanzlerin nickte interessiert, erwähnte *Der letzte Schuss*, den einzigen Film der „Freunde“, an den sie sich erinnerte. Da war sie vierzehn und vergoss heiße Tränen um den blendend aussehenden weißen Offizier, der von der roten Kommissarin erschossen wird, obwohl sie ihn liebt. Doch das erzählte sie dem Gast aus Moskau nicht.

„Die Vorführung muss leider verschoben werden, der Vorführer hat einen Herzinfarkt erlitten und ist auf dem Weg ins Krankenhaus“, flüsterte die Protokollchefin sichtlich zerknirscht der Kanzlerin ins Ohr.

„Wie furchtbar! Hoffentlich überlebt der Mann.“

Insgesam war sie froh, um das Heldenepos herumzukommen, doch hatte sie sich zu früh gefreut. Ein Filmvor-

führer aus Gransee sei bereits auf dem Weg ins Schloss, sagte man ihr.

„Er sieht zwar nicht vertrauenswürdig aus und riecht nach Alkohol, besitzt aber einen noch gültigen Berufsausweis“, versicherte die Protokollchefin.

Mit zweistündiger Verspätung, währenddessen die Delegationen vorab den zur Verdauung des Kriegsschinkens reservierten Beluga-Kaviar im Jagdzimmer löffelten, ging im Saal das Licht aus und das Logo von Mosfilm erschien auf der Leinwand: das sich um sich selbst drehende Standbild eines Arbeiters und einer Bäuerin, die mit ausgestrecktem Arm Hammer und Sichel kreuzen. Die elf Rollen des Films liefen durch den Projektor, aber die Kanzlerin bekam wenig mehr als die Hälfte mit, da sie bei den Kriegsszenen die Augen schloss. Als das Licht im Saal anging, applaudierte sie artig. Der Ministerpräsident ließ den Filmvorführer kommen, reichte ihm ein Glas Krimsekt und fragte nach seinem Namen.

„Menja sawut Jens-Peter Bock“, antwortete der unrasierte, schäbig gekleidete Mann.

Die gesamte Kreml-Delegation strahlte wie der rote Stern auf dem Spasskiturm und drückte dem Vorführer die Hand. Auch die Kanzlerin stieß ihr Sektglas gegen das seine und fragte, woher er stamme.

„Aus Templin. Ich denke, Sie wissen noch, wo das liegt.“

Bevor die Kanzlerin antworten konnte, drängte sich ihre Protokollchefin dazwischen und bat sie nach nebenan ins Jagdzimmer, um den Sieg der ruhmreichen Roten Armee mit dem restlichen Beluga-Kaviar zu feiern.

Der Vorführer durfte sich in der Schlossküche ein Essen auf Staatskosten abholen und über zweihundert Euro zuzüglich sieben Prozent Mehrwertsteuer aus der Staatskasse für seine tadellose Vorführtätigkeit freuen.

Während die Teilnehmer der deutsch-russischen Konsultation noch heftig über *Die Zitadelle* diskutierten, als ginge es um Krieg und Frieden und nicht um Handel und Wandel, empfahl sich die Kanzlerin: „Sa djewotschki.“ Auf dem Gang verwechselte sie nicht ganz unabsichtlich die Toilettentür mit der zum Vorführraum, wo Jens-Peter Bock gerade die Filmrollen zurückspulte.

„Haben wir nicht zusammen die Schulbank gedrückt auf der EOS in Templin, '69 bis '73?“

Der Vorführer nickte, wollte aber nur ungerne an seine Schulzeit erinnert werden.

„Fast hätten sie dich mitten im Abitur rausgeworfen wegen Jeans und langer Haare“, bohrte die Kanzlerin nach. Der Vorführer nickte wieder. „Ich habe in der FDJ-Leitung für dich gesprochen, weil du in Russisch der Klassenbeste warst.“

„Nach dir ... Ihnen. Ich habe immer nur abgeschrieben.“

„Von mir hast du abgeschrieben ... ohne mich auch nur einmal anzusehen“, erinnerte sich die Kanzlerin. „Ich war eben nicht so hübsch wie Moni, Tina und Gerti ... außerdem schrecklich schüchtern.“

„Wer konnte damals ahnen, dass aus Ihnen mal Miss Germany wird ...“

„Wenn schon, dann Misses Germany“, verbesserte die Kanzlerin.

„... nicht mal Genosse Kallweit, unser Staatsbürgerkundeführer, der die strahlende Zukunft aus der Kaffeetasse lesen konnte, hat vorhergesehen, was aus seiner Musterschülerin wird.“

Die Kanzlerin, an boshafte Kommentare über ihre DDR-Schulzeit gewohnt, konnte der Ironie ihres Mitschülers einiges abgewinnen, war aber nicht gekommen, um über sich zu reden. „Du wolltest zum Film und Regie studieren, oder irre ich mich?“

„Haben mich nicht gelassen, nachdem ich achtzehn Monate in Bautzen einsaß wegen versuchter Republikflucht. Bin ich eben Filmvorführer geworden, aber derzeit arbeitslos, seit Gransee kein Kino mehr hat. Ich kam gerade von einem Filmabend im Kinderheim, als die mich ins Auto zerrten und hierher brachten ... Wie und wo und was es sei, hinten, vorne, einerlei. Alles macht der Meister Böck, denn das ist sein Lebenszweck“, zitierte er Wilhelm Busch.

Die Kanzlerin schaute sich die DVDs an, die der Vorführer im Koffer bei sich trug. „*Das kalte Herz*“. Den habe ich gesehen, weil der Sohn unseres Nachbarn mich heimlich mit ins Kino genommen hat“, erinnerte sich die Kanzlerin mit warmem Gefühl und fragte, wo man den DEFA-Märchenfilm kaufen könne.

„Schenk ich Ihnen. Hab noch eine Kopie zu Hause.“ Jens-Peter nahm eine zweite DVD aus dem Koffer und reichte sie seiner ehemaligen Mitschülerin. Sie betrachtete das Cover mit dem Titel *Die Geschichte vom kleinen Muck* und strahlte, als hätte sie Geburtstag. „Den habe ich nie gesehen.“

Bock ahnte, warum. Damals hatte sie ihm erzählt, dass ihr strenger Vater, Pfarrer in Templin, Filme als pädagogisch zweifelhaft ansah und der Tochter Kinobesuche verboten hatte.

„Fernsehen auch“, fügte die Kanzlerin hinzu. „Bis auf die Sendung *Freunde der russischen Sprache*. Die lief jeden Mittwoch im zweiten Adlershofer Programm und sollte mich dazu ermutigen, Tolstois *Krieg und Frieden* im Original zu lesen.“

„Kann ich Ihnen als Film geben. Mächtig viel Krieg und ein bisschen Frieden. *Ein Menschenschicksal* von Sergej Bondartschuk fand ich besser.“

Gewohnt, Begegnungen mit Menschen ihres Landes kurz und unpersönlich zu halten, hätte die Kanzlerin diesmal gern etwas länger mit dem Schulfreund geplaudert. Doch man suchte im Schloss schon nach ihr, weil der Kreml-Chef ihre Abwesenheit beim Kaviar als Affront missverstehen könnte. Obwohl sie alles Rohe vom Fisch verabscheute, ließ sie sich kurz im Jagdzimmer sehen, klagte aber sogleich über Kopfschmerzen, nicht wegen des russischen Films, sondern wegen des preußischen Wetters, wie sie betonte, und zog sich zurück.

In ihrem Zimmer öffnete sie die Handtasche und las die Klappentexte der DEFA-Märchenfilme mit dem Vertriebslogo, das einen kleinen Eisbären zeigte und nicht sehr originell war – eher lieblos, wie von Leuten, die ein Produkt vertreiben, das sie für minderwertig halten. Um die Filme gleich anzuschauen, war die Kanzlerin zu müde und zu ungeübt im Umgang mit dem DVD-Player.

Höchstens ein Filmereignis pro Jahr war in ihrem randvollen, mit nur wenigen Kulturereignissen geschmückten Terminkalender vorgesehen, und nach dem obligatorischen Russenfilm des Kreml-Chefs heute benötigte sie mindestens ein Jahr Abstinenz. Das dachte sie jedenfalls an diesem Sommerabend im Jahr des Drachen.

Wochen später erinnerte sich die Kanzlerin nach einem anstrengenden Tag an die DVDs ihres Schulfreundes. Da sie vor lauter unerledigten Problemen zu Hause nicht auf Knopfdruck abschalten konnte, schaute sie sich *Der kleine Muck* an und hoffte, dabei einzuschlafen. Als das Wort ENDE auf dem Bildschirm erschien, fielen ihr die Augen fast zu, doch ans Zubettgehen dachte sie nicht.

Ein seltsames Glücksgefühl, das sie nicht wie gewohnt sofort erklären und unterdrücken konnte, durchströmte ihren Körper und verursachte ein angenehmes Kribbeln im Kopf. Als Physikerin hatte sie bei Experimenten (die nie ihre Sache waren, auch wenn sie gelangen), dieses Kribbeln gekannt. Als Politikerin war ihr durch die ständig lauende Angst, falsche Entscheidungen zu treffen, das Gefühl verloren gegangen, und sie erinnerte sich nicht einmal mehr, dass sie Momente unteilbaren Glücks kannte. Ihr stets wacher Verstand ließ es nicht zu, Entscheidungen rein gefühlsmäßig zu treffen. Deshalb musste sie *Die Geschichte vom kleinen Muck* analysieren, um der kindlichen Freude am Gesehenen ein rasches Ende zu machen. Sie war verblüfft über die unverhohlene Polemik des DEFA-Kinderfilms von 1953 am Personenkult, die von der Zensur scheinbar übersehen worden war. Kaum ein halbes Jahr nach Stalins Tod erzählten die Filmschöpfer das Märchen von Wilhelm Hauff als Parabel auf die fragwürdige Ehre, von einem gefürchteten Alleinherrscher zum schnellsten Läufer seines Reiches gekrönt zu werden.

In ihr Tagebuch notierte die Kanzlerin: „Will mehr über den Regisseur Staudte erfahren, welche Filme er noch drehte, warum er die DDR verließ, in der BRD aber keine große Karriere machte, wie im Begleittext der DVD behauptet.“

Am nächsten Tag trug sie ihrer Büroleiterin auf, in der Videothek des Kanzleramts nach Filmen von Wolfgang Staudte zu suchen. Erstaunt fragte Ellen Buhmann nach dem Grund für das Interesse und bekam zur Antwort: „Ich möchte wissen, wer dieser Mann war.“ Die Büroleiterin druckte die Wikipedia-Seite des Regisseurs aus und glaubte, damit die Neugier der Kanzlerin zu befriedigen. Doch die bestand darauf, so bald wie möglich alle auf DVD verfügbaren Staudte-Filme in ihrer Dienstwohnung im Kanzleramt vorzufinden.

Eigentlich übernachtete sie ungerne dort, um nicht den Eindruck zu erwecken, sie sei zuerst mit ihrem Amt und zuletzt mit ihrem Mann verheiratet. Ohne triftigen Grund das Ehebett zu meiden, wäre ihr als Verrat an den christlichen Prinzipien ihrer Partei erschienen. Nur wenn ihr Arbeitstag erst nach Mitternacht endete, ließ sie ihren Gatten allein. Auch er hatte einen anstrengenden Beruf und sich damit abgefunden, ein Eheleben auf Raten zu führen, die vom deutschen Volk bezahlt wurden. Doch seit Beginn der Bankenkrise schlief die Kanzlerin auch an seiner Seite unruhig, fand höchstens drei Stunden Bettruhe und stahl ihrem Mann die seine. Weil sie Schlaftabletten schlecht vertrug, hatte ihr Arzt zu nächtlichem Fernsehen geraten – ein Schlafmittel ohne Nebenwirkungen. Von wegen. Bevor sie einnickte, vergaß sie jedes Mal, die Standby-Taste zu drücken, und wurde in ihren Träumen vom

laufenden Programm verfolgt. Als sie nur Parteivorsitzende gewesen war und einige Herren versucht hatten, ihr den Posten so ungemütlich wie möglich zu machen, hatte sie nicht so schlimme Albträume gehabt wie jetzt vom Fernsehton. Ihn auszuschalten und sich von den stummen Bildern einlullen zu lassen, war auch keine Lösung. Bilder forderten ihre Aufmerksamkeit noch stärker heraus als das ständige Geplapper, bekamen einen höheren, unbestimmten Sinn jenseits erklärender Kommentare. Die Erkenntnis, dass die Macht der Bilder durch die Banalität der Töne wenn nicht besiegt, so doch geschwächt wird, fand sie interessant und beunruhigend. Und sie begriff, dass sie als Kind des Medienzeitalters so gut wie nichts wusste über das Geheimnis von Abbildung und Wahrnehmung, den Wirkungsmechanismen des Kinos und des Fernsehens.

Sie erinnerte den Satz des Philosophen Berkeley „Sein ist Abgebildetsein“ und dessen Frage, ob wir sicher sein können, dass die Dinge, die wir betrachten, noch da sind, wenn wir wegschauen. Als promovierte Naturwissenschaftlerin interessierten sie Paradoxien wie Heisenbergs Unschärferelation, wonach eine Sache immer unbestimmter wird, je länger man auf sie schaut. Seit sie die meistgeschautete Politikerin der Welt war, hatte sie keine Zeit mehr, über solche grundsätzlichen Fragen nachzudenken. Ihr Dasein wurde durch Abgebildetsein und Analysiertwerden bestimmt, doch einige Stunden am Tag war sie unsichtbar für die Öffentlichkeit, also nicht existent, nachts so grau wie die Katze aus *Alice im Wunderland* und genauso putzmunter. Als fleißige DDR-Schülerin hatte sie Schlaf immer für Zeitverschwendung gehalten. Als Kanzlerin aller

Deutschen fürchtete sie den Schlaf der Vernunft und blieb unvernünftig lange wach. Sie hätte die Nachtstunden nutzen und all die Bücher lesen können, die man ihr mit persönlicher Widmung schickte. Meist waren es Werke von Autoren, die nichts Besseres zu tun hatten, als über Politik und Politiker zu schreiben – wie langweilig. Sie las nicht mal die Biografien über sich, mittlerweile fünf an der Zahl. Im letzten Urlaub hatte sie sich den neuen Roman von Walser vorgenommen, kam aber über die ersten zehn Seiten nicht hinaus.

„Die Bergluft von Südtirol ist der Feind der hohen wie der flachen Literatur“, sagte sie scherzhaft zu ihrem Mann, bevor ihr die Augen zufielen. Dass der Schlaf nur zu den Gerechten kommt, hielt sie für eine Weisheit selbstgerechter Moralprediger. Sie tröstete sich mit den Worten Rainer Werner Fassbinders, von dem sie nie einen Film gesehen, über den sie aber manches gelesen hatte: „Schlafen kann ich, wenn ich tot bin.“

An den kommenden Abenden sah die Kanzlerin *Die Mörder sind unter uns*, den ersten DEFA-Film überhaupt, *Der Untertan* nach Heinrich Mann, den letzte DEFA-Film Staudtes, die in der BRD gedrehten Streifen *Rosen für den Staatsanwalt*, *Herrenpartie*, *Kirmes*. Danach glaubte sie zu verstehen, weshalb der begabte Regisseur erst im Osten, dann im Westen scheiterte – wegen seiner politisch anrühigen und unbequemen Filme über das Wesen der Deutschen.

Noch wichtiger aber schien ihr, dass sie etwas tat, was ihr nie Freude bereitet hatte, und das, ohne dass die Pflicht ihres Amtes es verlangte. Wann war sie eigentlich das letzte Mal mit ihrem Mann aus spontaner Eingebung oder Interesse im Kino gewesen? Sie konnte sich nicht erinnern. Wenn sie, was selten genug vorkam, einen gemeinsamen Abend daheim verbrachten, sahen sie fern. Keine Filme, irgendeine Talkshow. Wenn ein CSU-Politiker darin auftrat, spielten sie lieber eine Partie Ochsenkopf.

Sie kannte so gut wie keine Spielfilme, weder alte noch neue. Jedes Kind sieht heute bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr an die tausend Filme, hatte sie neulich gelesen, und war somit gebildeter, zumindest in dieser Hinsicht besser informiert als die erste Frau im Staat. Die Filme von Wolfgang Staudte erschienen der Kanzlerin wie anschaulicher Geschichtsunterricht. Etwas, das sie mit ihren Reden gern vermittelt hätte. Bisher hatte sie geglaubt, was ihr Vater einst von der Kanzel gepredigt hatte: Film und Fernsehen sind Opium fürs Volk. Doch dieser

Staudte verstand es, die Deutschen mit wenigen Pinselstrichen ähnlicher zu zeichnen, als ihnen lieb war.

Das imponierte der Kanzlerin, der ihre Landsleute hüben wie drüben ein ewiges Rätsel blieben, weshalb sie den größeren Teil ihrer Energie lieber der Außenpolitik widmete. Allerdings wusste sie von gewöhnlichen Amerikanern, Briten, Franzosen, Italienern, Russen, Chinesen im Grunde auch nur, was man ihr als *background information* auf den Schreibtisch legte oder in ihre Reden schrieb. Popularisiertes Wissen im Quadrat, Statistik und Folklore. Von der Verschiedenheit der Völker und Nationen, ihren kulturellen und existenziellen Gemeinsamkeiten verstand sie, wenn sie ehrlich war, auch heute nicht viel mehr, als was man ihr als Kind in der DDR-Grundschule eingebleut hatte: Alle Menschen werden Brüder, wenn die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen abgeschafft ist.

Ab jetzt wollte sie öfter und bewusster Filme anschauen, Spielfilme, denn an Dokumentarfilmen störte sie die Ästhetik des Faktischen. Das Fiktionale, spielerisch Erzählte, so viel hatte sie in ihrer spärlichen Kenntnis des Mediums begriffen, war oft näher an der Wahrheit der Menschen als die Betrachtung ihres wirklichen Tuns. Als Wissenschaftlerin hatte sie erforschen wollen, wie die Uhr tickt, nicht warum und wie oft. Als Politikerin interessierte sie vor allem, wie man die Uhrenproduktion steigert, um Arbeitsplätze zu schaffen, wie man die deutsche Uhrenindustrie vor asiatischen Billigimporten schützt und den heimischen Technologievorsprung sichert. Für ewig quälende Fragen wie das Verhältnis der Menschen zur unbarmherzig tickenden Zeit, warum dem Glücklichen

keine Stunde schlägt, warum wir den Menschen unserer Zeit ähnlicher sind als unseren Eltern und ob es stimmt, wie Seneca behauptet, dass uns außer der Zeit nichts gehört, hatte sie als Kanzlerin keine Zeit. Und eben deshalb verstand sie den Satz von Vinet nicht: „Der am meisten beschäftigte Mensch hat die meiste Zeit.“

Sie war die meistbeschäftigte Frau des Landes und hatte die wenigste Zeit, nicht nur für Privates, auch für ihrem Amt gut zu Gesicht stehende Dinge wie Kunst und Literatur. Der Politik opferte sie alles frei nach der Devise „Wenn man viel hineinzustecken hat, so hat ein Tag hundert Taschen“. Eine Tasche wollte sie ab jetzt dafür reservieren, sich filmisch fortzubilden. Eine neben dem Lesen eines Buches herrliche Möglichkeit, mit sich allein zu sein.

Wenn sie zu Hause mit ihrem Mann vorm Fernseher saß, war sie im Grunde auch allein, weil er regelmäßig und unabhängig von der Sendung einschlief. Sie sagte dann: „Geh doch zu Bett, wenn du müde bist.“ Und er antwortete: „Ich schlafe nicht, ich denke nach.“ Worüber, wollte sie keinesfalls wissen; schlafende Tiger soll man nicht wecken. Außerdem hatten sie geschworen, sich gegenseitig mit den täglichen Berufsproblemen nicht zu belasten, ihre Ehe frei von Politik und Wissenschaft zu leben. Doch das erwies sich als zweifelhaftes Sprechverbot, etwa so wie das Schweigen der Kirche über Sex am Arbeitsplatz oder die vom Papst verkündete Abschaffung der Vorhölle für ungetaufte Kinder. Die wohlmeinende Absicht, alles Unangenehme voneinander fernzuhalten, war zur schlechten Gewohnheit geworden, auch

das Angenehme nicht zu teilen und die Neugier erkalten zu lassen. Worüber soll ein Paar nach Feierabend reden wenn nicht über die kleinen Katastrophen, die sie und andere täglich ereilen, oder die erlittenen und zu erwartenden großen Katastrophen der Menschheit?

Jemand schrieb, dass eine Ehe erst vollkommen ist, wenn man miteinander schweigen kann. Dieser Jemand war gewiss nie verheiratet, zumindest nicht mit einer Frau. Auch eine Kanzlerin, die von Amts wegen genug Gelegenheit zum Reden hat, will daheim kein stummes Lieschen sein und an den Lippen ihres Mannes kleben, der über die Wichtigkeit seines wissenschaftlichen Tuns referiert. Da er das nicht tat, drehen die wenigen gemeinsamen Abende, an denen nicht ferngesehen wurde, sich um Fragen wie: Was schenkt man den Eltern zum Geburtstag, wohin fahren wir in den Urlaub und wo feiern wir Weihnachten, wenn die Welt am 21. Dezember 2012 untergeht? In die Kirche gingen sie nur selten, in die Oper einmal im Jahr, ins Kino einmal in zehn Jahren, zum Presseball und anderen gesellschaftlichen Ereignissen nie. Zu Staatsempfängen musste die Kanzlerin ihren Mann stets überreden, bei Auslandsreisen wollte sie ihn nicht dabei haben. Nur nach Paris hatte er sie einmal begleitet, um dem französischen Präsidenten zu zeigen, dass hinter der mächtigsten Frau der Welt ein richtiger Mann steht, keine Witzfigur wie Dennis Thatcher.

Von nun an würde sie Filme sehen, wann und wo immer sie allein sein konnte. Nachts, wenn ihr Mann schlief. Zwischen den Sitzungen im Bundestag oder der Fraktion, wenn

sie sich zur Erholung in ihren persönlichen Ruheraum im Kanzleramt zurückzog.

Doch in den nächsten Wochen kam die Kanzlerin nicht dazu, sich filmisch weiterzubilden. Die Welt stand kopf seit dem Bankenkollaps, der Euro drohte zum Spielgeld der Chinesen zu werden, der Koalitionspartner zum Sturzflieger des Politbarometers und sie zur Mutter Courage des verlorenen Afghanistankrieges. Immerhin schaffte sie es, in ihrer Dienstwohnung einen größeren Fernseher aufstellen zu lassen. Um ihre Augen nicht noch mehr zu ruinieren, die beim Ablesen ihrer Reden schon genug strapaziert würden, gab sie als Begründung an.

„Ich mache gleich einen Termin beim Augenarzt. Sie brauchen eine Brille“, meinte die Büroleiterin.

„Vergiss es auf der Stelle, Hörnchen!“, wiegelte sie energisch ab. „Ich werde keine Brille tragen, solange ich Bundeskanzlerin bin. Sollen sie mich ruhig Mutti nennen, aber Großmutter niemals.“

Die Filme, die sie als nächste anschauen wollte, musste sie in ihrer Handtasche verstecken, um keinen Verdacht zu wecken. Wie zwei Harpyien wachten ihre Büroleiterinnen im Kanzleramt und in der CDU-Zentrale über jede ihrer Aktivitäten, als wäre sie ein behindertes Kind, das man keine Minute aus den Augen lassen darf. Dachten sie erst über ihre neue Freizeitbeschäftigung nach, würden sie einen opportunen Grund suchen, um der Öffentlichkeit zu erklären, weshalb sie sich plötzlich fürs Kino interessierte, und wenn sie ihn gefunden hatten, damit Sympathiepunkte bei den Wählern zu

sammeln hoffen. „Seht, die Kanzlerin tut noch etwas anderes als regieren. Sie sieht sich die neuesten deutschen Filme an, nicht nur Spiele der Fußballnationalmannschaft. Sie will auch kulturell auf dem Laufenden sein.“ Und so weiter. Aber dieses eine Mal wollte sie etwas für sich tun, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen. Würde ihre cineastische Neugier publik, könnte sich das Feuilleton von Hamburg bis München darauf stürzen und wissen wollen, was sie gesehen hatte und wie sie es fand. Gäbe sie offen Auskunft, fielen dieselben Redakteure über sie her, wie anmaßend es von ihr sei, Filme zu beurteilen. Darum musste die Sache geheim bleiben. Ein frommer Wunsch in einer Abhörergesellschaft, die Geheimnisse hasst und keine Privatsphäre kennt. Aber es war den Versuch wert.

Beim nächsten Besuch auf Schloss Meseberg saß die Kanzlerin in Klausur mit dem griechischen Staatschef. Nach einem endlosen Gespräch über Athens Staatsschulden zog sich der platonische Staatsbankrotteur zur Beratung mit seinen Finanzexperten zurück. Aus Angst, abgehört zu werden, oder um Dampf abzulassen, weil eine Frau ihm gehörig die Meinung gesagt hatte, ertönte während der Beratung laute Musik durch die Türritzen bis in die oberen Etagen des Schlosses. Die griechischen Personenschützer tanzten auf dem Flur Sirtaki wie im Film *Alexis Sorbas*, die Kanzlerin wiegte die Hüften, während sie sich umkleidete. In ihrer Jugend war sie ein Fan von Mikis Theodorakis gewesen, der in der DDR als fortschrittlicher Künstler gefeiert wurde. Der Film *Alexis Sorbas* lief nicht in den staatlichen Kinos, weil die FDJ ihn als jugendgefährdend wertete. „Unbedingt ansehen“, notierte die Kanzlerin in ihr Notizbuch und ließ ihrem Chauffeur ausrichten, er solle sie auf der Stelle nach Gransee fahren. Die besorgte Frage der Protokollchefin, ob sie zum Arzt müsse, weil sie eine weibliche Unpässlichkeit vermutete, beantwortete die Kanzlerin mit: „Halb so schlimm. Ich möchte nur einen alten Freund besuchen.“

Trotzdem rückte das gesamte Aufgebot aus: zwei Personenschützer in der gepanzerten Limousine, ein Pkw mit drei Zivilbeamten vom Staatsschutz. Noch bevor sie vom Hof rollten, war die eigens für die Kanzlerin und ihre Gäste erbaute Straße von Meseberg zum Krankenhaus in Gran-

see von der Polizei gesperrt, alle Ampeln im Ort auf Gelb geschaltet. Die Fahrt verlief ohne Zwischenfälle, denn nicht einmal das Rot- und Schwarzwild wagte sich aus dem Wald, wenn die Limousine der Kanzlerin mit Blaulicht vorbeifuhr. Die Bürger von Gransee nahmen die Ankunft der Regierungschefin nicht zur Kenntnis, und wenn, dann so, wie sie es früher taten, sobald ein Bonze durch den Ort fuhr: mit schweigender Verachtung. Nur *Herr Wichmann von der CDU* winkte aus seinem Büro und ertotete ein aufmunterndes Lächeln. Seit der Wende kämpfte er in Gransee auf verlorenem Posten. Im Stadtrat saßen nur Linke, die lieber in Kindergärten und Schulen investierten als in Wirtschaft und Infrastruktur.

Jens-Peter Bock wohnte in einem halb verfallenen Haus am Ortsrand, das von zwei Pitbulls bewacht wurde. Die Personenschützer drohten, die Kampfhunde zu erschießen, doch ihr Besitzer schwor, sie seien harmlos wie Meerschweinchen, legte sie an die Leine und schlurfte zurück in seine Wohnung. Die Kanzlerin bat ihre Bodyguards, im Wagen zu warten, und betrat das Haus.

Drinne sah es aus wie bei den Gebrüdern Ludolf im Westerwald. Jens-Peter, der Ossi, war ein Messi reinsten Wassers, der alles sammelte, was andere wegwarfen, vom Altkleidersack bis zu ZZ-Top-LPs. Der Müll reichte fast bis zur Decke und ließ nur eine schmale Gasse zum Begehen des Hauses.

„Kommen Sie, wir gehen nach unten“, rief der Hausherr.

Die Kanzlerin vernahm nur eine dünne Stimme, weil die

übereinandergestapelten Pappkartons und Plastiksäcke als schalltoter Raum wirkten. Mit Mühe bahnte sie sich einen Weg durch das Lumpenlabyrinth und erreichte die Keller-  
treppe. Dort brannte zum Glück noch eine von der EU verbotene 100-Watt-Glühbirne, sonst wäre sie womöglich, ein Jahr vor den Wahlen, ins Bodenlose gestürzt. So erreichte die Kanzlerin erhobenen Hauptes den Keller und fand sich in einem Kinoraum wieder. Hier war alles aufgeräumt, nur das Wichtigste stand an seinem Platz: gepolsterte Klappstühle, Leinwand, zwei Tk 35 Projektoren mit Kofferlautsprechern, ein Umrollertisch, ein Regal mit Filmbüchsen.

„Das sind Schätze aus den Beständen der Bezirkslichtspielstelle Oranienburg, die nach der Wende niemand haben wollte.“ Der Besitzer zählte Titel auf wie *Imans Kindheit*, *All that Jazz*, *Der Dialog*, *Herbstsonate*, *Pirosmani*, *Gewalt und Leidenschaft*. Der Kanzlerin sagten sie so viel wie die Namen der Minister von Finnland. Sie schämte sich zuzugeben, dass ihr Filmwissen furchtbar lückenhaft war und sie kaum mehr als das Schaffen des Regisseurs Staudte kannte.

„Ich möchte dich um einen Gefallen bitten ... Es muss unter uns bleiben, sonst bin ich erledigt.“

Jens-Peter stutzte. Was zum Teufel konnte die Pfarrers-  
tochter von ihm wollen, das der Regierungschefin das Genick brach, falls er darüber redete?

„Ich würde gern mehr von den Filmen sehen, die ich in meiner Jugend verpasst habe. Eigentlich alle.“ Die Kanzlerin lächelte verlegen.

Bock verstand nicht, wo das Problem lag. „Sie können sich

so gut wie jeden Film auf Arbeit kommen lassen oder nach Hause. Auch nicht jugendfreie, falls es Ihnen Spaß macht.“

„Ich bin da überhaupt nicht wählerisch“, sagte die Kanzlerin und griff in ihre Handtasche. Sie vibrierte, als befände sich ein klaustrophobisches Kaninchen darin, doch es war nur ihr Handy. „Ja, alles in Ordnung! ... Ich komme, wenn ich hier fertig bin ... Die Griechen, die Griechen! Zehn Jahre haben sie Troja belagert wegen der schönen Helena. Da werden sie wohl auf mich eine Stunde warten können.“

Jens-Peter glaubte, sich verhört zu haben. Seine Schulkameradin hatte sich von einer grauen Maus zu einer Rätin mit Biss gemausert. Er dagegen war nichts anderes als ein zahnloser Kater.

„Wo waren wir stehen geblieben?“, fragte sie.

„Sie sagten, Sie wären nicht wählerisch“, erwiderte er. „Egal, man liebt das Kino ganz oder gar nicht. Aber wieso sind Sie erledigt, wenn ...?“

„Ein andermal“, wiegelte die Kanzlerin ab. Sie wusste, einem Uckermärker in kurzen Worten ihr Problem klarzumachen, war so unmöglich, wie einem EU-Kommissar die Grenzen von Europa zu erklären. „Welche Filme kannst du mir empfehlen ... und womit soll ich anfangen?“

Die Frage erschien ihm, als wolle ein Analphabet anhand des Grimmschen Wörterbuchs lesen und schreiben lernen. Film war eine Universalsprache, sie braucht Augen und Ohren, viel Gefühl und etwas Verstand.

„Ist völlig wurscht, wenn man bei null anfängt“, sagte Jens-Peter. „Ein Film führt zum anderen, vorwärts und rückwärts.“

Das Kino ist wie ein großes Spinnennetz. Seine Fäden sind direkt oder indirekt miteinander verknüpft und laufen an einem Punkt zusammen – dem Moment, als die Bilder laufen lernten. Seitdem haben alle den Faden der Kunst des Spiels mit Licht und Schatten nur weitergesponnen, ihn fallen gelassen, verwirrt und mit immer neuen Techniken zu einem Netz aus Banalität und Grandiosität entwickelt.“

Der anschauliche Vergleich gefiel der Kanzlerin. Vielleicht sollte sie das Böckchen, wie man ihn in der Schule genannt hatte, als Redenschreiber engagieren. „Das heißt, ich muss einfach irgendwo den Faden aufnehmen und werde irgendwann so klug sein wie eine Spinne?“

„Ich dachte, Frauen haben Angst vor Spinnen?“

Die Kanzlerin lächelte. „Eine Frau in der Politik darf sich vor nichts fürchten. Schon gar nicht vor neuen Erfahrungen.“

Das leuchtete dem Filmvorführer ein, trotzdem verstand er ihr plötzliches Interesse nicht. „Wollen sie etwa umsatteln und Regisseurin werden?“

„Bin ich das nicht längst? Nach meiner Pfeife tanzen mehr Leute als in einem Bollywoodfilm ... Nein. Ich möchte endlich nachholen, was ich als Kind nicht durfte, und die Welt des Kinos entdecken. Die wirkliche Welt kenne ich inzwischen recht gut und zu lachen gibt es dort wenig.“

Wie recht sie hat, dachte Jens-Peter. Trost fand ein empfindsamer Mensch heutzutage nur noch im Kino, wenn auch eher bei alten als bei neuen Streifen.

„Dann schauen wir mal, welche Schätze in meinem Filmarchiv lagern.“

Während er in verstaubten Kartons der VEB Bezirkslichtspiele Brandenburg kramte, musste die Kanzlerin niesen.

„Gesundheit!“

„Was ist daran gesund, wenn man allergisch ist gegen Staubmilben?“, hüstelte sie. „Das habe ich erst, seit ich nicht mehr selber putzen muss.“

„Jeder Beruf deformiert den Menschen“, sagte Bock und fand endlich, wonach er suchte. „Fangen wir mit den Italienern an, die im DDR-Kino liefen: *Rom – offene Stadt*, *Fahrraddiebe*, *La Strada*, *Rocco und seine Brüder*, *Der Leopard*, *Das süße Leben*, *Liebe 62*.“ Behutsam strich er über das Cover mit den Konterfeis von Monica Vitti und Alain Delon. „Im Original heißt der Film *L’Eclisse* – Sonnenfinsternis. Bei uns wurde er von der Parteipresse als todlangweilig abgetan, obwohl es ein Meisterwerk von Antonioni über die Einsamkeit und Beziehungslosigkeit von Menschen im Kapitalismus ist.“

Das interessierte die Kanzlerin; sie bat, den Film samt der anderen Italiener ausleihen zu dürfen, und wollte eine Leihgebühr entrichten. Jens-Peter Bock winkte ab. Es fehle ihm an nichts, er lebe von Hartz IV und verdiene etwas dazu mit Filmvorführungen in Kinder- und Rentnerheimen. Der Besucherin war nicht verborgen geblieben, dass an mehreren Stellen im Haus Schüsseln und Wannen herumstanden.

„Ich schicke die Handwerker vom Schloss vorbei, um das Dach zu flicken. Es ist doch schade um all die Filmschätze.“

„Sie sind alles, was ich besitze.“ Jens-Peter nickte dankbar. Ohne seine Filme wäre er ein abgeschlossener Vorgang, reif fürs Archiv der nutzlosen Seelen.

Zwei der Personenschützer klopfen an die Haustür und verlangen die Kanzlerin zu sprechen. Eilig verstaute sie die DVDs in ihrer Handtasche, stieg die Treppe hinauf und bahnte sich einen Weg durch die Müllgassen. „Mach wenigstens ein bisschen Ordnung, bevor die Dachdecker kommen“, rief sie ihrem Schulfreund zu und verließ eilig das Haus, um den griechischen Präsidenten nicht länger warten zu lassen.

Nach dem offiziellen Gespräch mit den vergrätzten Griechen entschuldigte die Gastgeberin sich wegen einer leichten Migräne und verzichtete auf den geselligen Teil des Abends. In ihrem Zimmer legte sie die Beine auf die Couch, trank ein Glas Jasmintee, weil die vorgeschobenen Schmerzen sie nun wirklich plagten, und sah *Liebe 62*. Gleich fühlte sie sich besser, obwohl das Meisterwerk von Antonioni keine heitere Filmkost war. Ihr kam es nicht darauf an, sich nach einem anstrengenden Arbeitstag abzulenken. Sie wollte verstehen, was Kino ist, welches Geheimnis in ihm wohnt, dass ein vor hundert Jahren erfundenes Jahrmarktvergnügen die Menschen noch immer fesselt. Sie kannte nur die entfesselte Macht des elektronischen Mediums, das noch die unpopulärsten Maßnahmen der Politiker als Unterhaltungsshow verkauft und zugleich gnadenloser Kritiker derer ist, die Politik verantworten. Das Fernsehen war der magische Spiegel der Kanzlerin, in dem sie sich kontrollieren, extrapolieren, bisweilen gar amüsieren konnte. Besonders über die unverschämten Kanzlerinnen-Skette des TV-Kabarettisten Richling. Im Kino würde darüber kein Mensch lachen, weil, so viel hatte sie bei Staudtes politischen Filmsatiren verstanden, auch die Überspitzung

ein Gefühl von Sympathie für die Figuren braucht, die durch den Kakao gezogen werden.

Antonionis Humor war der eines intellektuellen Melancholikers, doch auch das gefiel ihr wegen seines tiefen Verständnisses für die bisweilen irrationale Psyche der Frauen. Am meisten aber erschütterte sie die Szene in der Mailänder Börse, wo für eine Minute der Aktienlärm schweigt zu Ehren eines gerade verstorbenen Parkettbörsianers. Schier endlos erscheint die Stille im Film, dann bricht die Hölle der Geldgier wieder los. Von diesem Regisseur musste sie mehr sehen, ebenso die Filme von Bergman, von dem sie kaum mehr als vom Hörensagen kannte.

Vor Jahren, bei einem Staatsbesuch in Stockholm, hatte sie ziemlich dumm dagestanden, als man ihr den berühmten Regisseur vorstellte und er auf Deutsch sagte: „Ich halte Sie für eine sehr außergewöhnliche Frau.“ Geübt, in den heikelsten Situationen Haltung zu wahren oder, falls das nicht überzeugte, sich in jungmädchenhafte Verlegenheit zu retten, war ihr die Peinlichkeit dieser Situation deutlich anzumerken gewesen, weil sie sich mit keinem Wort über wenigstens einen Film ihres charmanten Gesprächspartners revanchieren konnte. Der Pfarrerssohn aus Uppsala genoss ihre Unkenntnis und erklärte, die Jahre in Deutschland, wohin er aus Ärger über die schwedische Steuerbehörde übersiedelt war, zählten zu den besten seines Lebens, wie die Filme *Das Schlangenei* und *Aus dem Leben der Marionetten*, die er in München gedreht hatte, zu seinen besten Werken gehören. Beide waren der Kanzlerin so unbekannt wie alle seine Filme, trotzdem

erinnerte sie sich an die erwähnten Titel noch nach zehn Jahren und schrieb sie sogleich in ihr Notizbuch. Auch wusste sie, dass Bergman 2007 gestorben war, am gleichen Tag wie Antonioni, weil beide es damals geschafft hatten, sie von den Titelseiten der Presse zu verdrängen.

Wie beneidete sie Filmemacher, deren Werk über den Tod hinaus sichtbar blieb, während ihre gesammelten Fernsehauftritte, Fest- und Parteitagsgespräche ins klimatisierte, staubfreie, atombombensichere Bundesarchiv wanderten, um Historikern und Biografen als Quelle zu dienen. Sobald sie als Kanzlerin abtrat, war sie ein abgeschlossener Vorgang, wie ihr Schulfreund so treffend formulierte. Aber bis dahin konnte sie auf Staatskosten und ohne politisch korrekte Statements abgeben zu müssen Filme sehen, die der Nachwelt im Gedächtnis blieben. Der Nachwelt und ihr. Vom Wir zum Ich – eine neue Perspektive für die Kanzlerin, die persönliche Bedürfnisse immer hinter das Gemeinwohl stellte, bis sie keine mehr hatte. Damit sich das änderte, sah sie sich nach *Liebe 62* noch den Antonioni-Film *Il Grido* an und ging danach aufgewühlt, aber zufrieden zu Bett.

Am nächsten Tag verschief die Kanzlerin, was ihr noch nie passiert war. Nicht einmal die Müllmänner konnten sie wecken, die morgens um halb sieben viel Lärm um nichts machten, weil der Staatsschutz ihren Hausrat stets vorher durchsortierte. Beim medizinischen Check-up runzelte der Arzt die Stirn, denn er fand keine Symptome für eine akute Erkrankung. Weil sie schlecht zugeben konnte, bis zum Morgen wach gelegen und Filme gesehen zu haben, gab sie die Schuld den Griechen, die ihr mit der Sorge um die Zukunft Europas den verdienten Schlaf raubten. Was weder der Unwahrheit entsprach, noch weit hergeholt war. Jeder zeigte gern mit dem Finger auf Griechenland; die Türken, wenn sie etwas zu verbergen hatten; Bulgaren und Mazedonier, um auf sich aufmerksam zu machen; die Italiener, weil sie ihre Kultur den Griechen verdanken, aber die bessere Küche haben; die Mecklenburger wegen Heinrich Schliemann, der Troja entdeckte; und die Altmärker dank Johann Joachim Winckelmann, der den Griechen die Tugend stiller Einfalt und edler Größe andichtete. Der Kanzlerin lag das Land, in dem niemand Steuern zahlt, am Herzen, doch nicht so sehr, dass sie die Deutsche Bank pleite gehen lassen wollte, die den Löwenanteil an griechischen Staatsanleihen hielt. Sie befürchtete, dass der Milliardenkredit aus Brüssel so sinnlos war, wie Eulen nach Athen zu tragen, musste aber in Paris für den ägäischen Rettungsschirm werben, damit die Banken nicht im Regen standen.

In den nächsten Tagen würde sie kaum zur Ruhe kommen, fürchtete der Arzt, weil sie mit Monsieur *Rien ne va plus*, Frankreichs Staatspräsident, in Klausur ging. Also gab er ihr einen kräftigen Schlafcocktail mit auf die Reise.

Fürs Wochenende im Seebad Deauville hatte die Kanzlerin außer bequemer Kleidung einen Koffer mit „nassen Sachen“ bei sich, die sie ihrem Gesprächspartner unter die Nase hielt. Der Präsident reagierte verschnupft auf die Vorschläge zur Rettung des Euro, die die ohnehin angeschlagene Wirtschaft Frankreichs noch mehr belasteten. Wie sollte er den stolzen Franzosen die Forderungen der deutschen Regierung erklären?

„Schenk ihnen reinen Wein ein“, riet die Kanzlerin. „Sag ihnen, dass die Maßnahmen zur Kapitalaufstockung nicht greifen, weil eure Banken sich höher verspekuliert haben, als sie zugeben, und du eine schärfere Kontrolle des Staates kategorisch ablehnst.“

„Verstaatlichung der Finanzinstitute ist Sozialismus!“ Der Präsident schüttelte sich und aß die Trüffel seines Kalbsfilets.

Die Kanzlerin kaute immer noch an ihrer Vorspeise, rohe Meeresfrüchte in Weißweinsauce. „Unsere Nieten in Nadelstreifen haben die Zwangsregulierung ihrer Geschäfte auch geschluckt.“

„Die Deutschen haben die Idee der Freiheit lange vor uns ergründet, aber keinen Finger gerührt, bis wir sie mit unserem Blut erkämpften ...“

„Und die Idee von Gleichheit und Brüderlichkeit. Dafür lieben wir Frankreich. Trotzdem können wir für eure finanziellen Probleme nicht aufkommen.“

„Heißt das, wir sind weniger wert als Griechenland!?“

„Nicolas, ich mag diese falschen Töne nicht!“, mahnte die Kanzlerin und bat den Kellner, die unansehnlichen Meeresfrüchte abzuräumen. Ihr war der Appetit vergangen, sie brauchte dringend frische Luft.

Beim Spaziergang am Strand fragte die Kanzlerin den vergrätzten Franzosen, ob er ein *ami du cinéma* sei.

Der Sohn eines ungarischen Lebemanns vermutete dahinter eine politische Fangfrage. Doch die manchmal entwaffnend direkte Mecklenburgerin wollte lediglich wissen, was er von der plebejischen Massenkunst hielt, die das Gute und Böse im Menschen zu wecken vermag, ihn zum Lachen und Weinen bringt.

*Cela passe ma portée, ma petite ratte*, dachte der Präsident und hüstelte dreimal, um Zeit zu gewinnen. „Madame, ich gestehe, auf diese interessante Frage nicht vorbereitet zu sein ... trotzdem ich mir Gedanken darüber mache.“ Er hakte sich bei der Deutschen unter und sortierte im Gehen seine Worte. Sie gingen im Schaumgetöse des Meeres fast unter, sodass der Dolmetscher nur mit Mühe ihren bruchstückhaften Inhalt in vollendete Sätze übertragen konnte. „Politik und Kino sind wie siamesische Zwillinge ... zwei Dinge, die man schwer voneinander trennen kann. Als Präsident von Frankreich liebt man die Politik und somit auch das Kino. Außerdem ist meine Frau die Schwester einer bekannten Filmschauspielerin.“

Er redet wie immer um den heißen Brei herum, dachte die Kanzlerin, ließ dem Präsidenten aber Zeit, sich auf das Thema zu setzen wie der Hahn auf die Glucke.

Selbst wenn er nur Eier der Güteklasse C ausbrütete, musste sie ihn dafür loben, sonst wäre er beleidigt, würde vor die Presse treten und über ihr Treffen zur Rettung Griechenlands verkünden: „Frankreich arbeitet daran, Deutschland denkt darüber nach.“ Aber diesmal wollte sie sich nicht von ihm in die Pfanne hauen lassen.

„Wir Franzosen sind die einzigen Europäer, die Hollywood nur eine begrenzte Quote gestatten. Mit erheblichen Staatsmitteln sorgen wir dafür, dass unsere Filme an den Kinokassen in der Mehrzahl bleiben.“

„Das ist sehr lobenswert. Aber mich interessiert, ob Sie sich gern Filme ansehen und welche“, wiederholte die Kanzlerin und bereute, das Thema überhaupt angeschnitten zu haben angesichts der Kürze der Zeit, in der sie ungestört reden konnten.

„Gern schon, aber zu selten. Die Arbeit. Sie wissen ja! ... Carla beklagt sich jedes Mal, dass sie allein ins Kino gehen muss. Ich lasse mir nachher den Film von ihr erzählen, vergesse aber die Titel meist sofort wieder.“

„Wie Ihr Lieblingsfilm heißt, wissen Sie doch sicher?“, drängte die Kanzlerin, weil es zu nieseln anfang und sie Spaziergänge im Regen hasste.

„Aber gewiss ... *Les Enfants du Paradis* von Marcel Carné.“

Der Dolmetscher übersetzte wörtlich, sodass die Kanzlerin ihn korrigieren musste. „Bei uns heißt der Film *Die Kinder des Olymp*. Was für ein schöner Titel.“

Der Präsident lächelte entgegenkommend. In Wahrheit ärgerte ihn die teutonische Angewohnheit, allem, was den Franzosen heilig ist, andere Namen zu geben. Statt zum *coif-*

*leur* gehen sie zum Friseur, haben eine Affäre und meinen *un liaison*, das Gegenteil von *une affaire*, einer sachlichen Angelegenheit. Und sie nennen einen *metteur en scène* Regisseur, der im Französischen nur ein gewöhnlicher Hausmeister ist. „Wie finden Sie *Les Enfants du Paradis*, Madame?“

„*Fantastique*. Einer der besten Film aller Zeiten“, sagte die Kanzlerin und blieb stehen, um den feuchten Sand von den Schuhen zu schütteln. Derweil tadelte der Präsident seine Bodyguards, weil sie die Regenschirme vergessen hatten, Die Kanzlerin nahm sich mehr Zeit als nötig, ihre Schuhe zu leeren, weil sie *Die Kinder des Olymp* nie gesehen, nur von ihm gelesen hatte. Das würde sie ändern, sobald sie wieder zu Hause war.

Wegen des Nieselregens, der ihnen wie ein Brauseschauer entgegenschlug, und der nicht vorhandenen Parapluies kehrten sie zurück zum Hotel. Doch es gab noch einen dritten Grund: Weil der Wind überm Ärmelkanal ihre streng vertraulichen Worte bis an die Kreidefelsen von Südengland trieb, wo deutsch-französische Gespräche möglichst nicht mitgehört werden sollten, hielten die Staatsoberhäupter es für besser, in abhörsichere Räume auszuweichen.

Unterwegs erinnerte sich der Präsident seines zweiten Lieblingsfilms: *Die Regenschirme von Cherbourg*. Diesmal gestand die Kanzlerin ein, besagtes Werk nicht zu kennen, und war ganz Ohr.

„In dem Film wird kein Wort gesprochen, nur gesungen und getanzt. Es geht, wie immer in unserem Kino, um die Liebe und die Schönheit der Französin.“

Mit der Rolle einer romantischen Regenschirmverkäuferin begann die junge Catherine Deneuve ihre schauspielerische Karriere, die fünf Präsidentenämter überdauerte. Ich denke, dass sie auch mich noch übersteht, haha!“ Das Lachen über den Scherz ertrank in Tränen von Regenwasser, die dem Präsidenten über das Gesicht rannen. „Sie natürlich nicht, Madame. Sie werden länger im Amt bleiben als François Mitterand.“

„Das hoffe ich nicht“, beteuerte die Kanzlerin. „Ich habe auch noch anderes zu tun, als Europa zu retten.“

„Verstehe, Sie vermissen die wissenschaftliche Forschung. Dagegen ist Politik wie spielen mit dem Chemiebaukasten.“

„Nur gefährlicher. Es knallt leichter ... Ich möchte, solange ich noch klar sehen und hören kann, Expertin in Sachen Film werden.“

Der Präsident sah seine Begleiterin erstaunt an und rieb sich die Augen. Ihre Züge schienen verschwommen wie die Nahaufnahme einer Filmdiva mit weichzeichnendem Objektiv. Wie Marlene Dietrich als Zarin Katharina die Große in *The Scarlet Empress*. „Für mich ist Politik Wissenschaft und Kunst in einem. Und die nationale Frage eine vordergründige, nichts Schlechtes ...“

„Wir Deutschen haben nach zwei Diktaturen keine gute Erinnerung an die enge Verbindung von Kunst und Politik. Aus diesem Grund gibt es bei uns keinen Propagandaminister, die Filmzensur ist eine freiwillige Selbstkontrolle, die nur Rassenhass, religiöse Intoleranz und Gewaltpornografie verbietet.“ Der Präsident nickte zustimmend, fühlte sich jedoch

missverstanden. Französisches Kino, das beste der Welt, sei für ihn eine Herzenssache des nationalen Selbstverständnisses. Schließlich wurde das Kino gleich zweimal in Frankreich erfunden, von Georges Méliès und den Brüdern Lumière.

„Ich denke, die Politik kann viel vom Kino lernen“, beharrte die Kanzlerin. „Die Menschen haben immer weniger zu lachen und die Eliten vergießen keine Träne über die dramatischen Folgen ihres Tuns. Wir sollten Filme studieren, um das Vertrauen der Wähler wiederzuerlangen. Unsere Freunde im Weißen Haus haben das längst begriffen und Hollywood für ihre geostrategischen Ziele eingespannt.“

Der Präsident dachte nach. „Filme über mich als Actionheld, der seine Familie aus den Klauen böser Terroristen rettet ... ein hübsche Idee. Aber wer soll mich spielen? Depardieu ist zu dick und Piccoli zu alt. Aber vielleicht Jean Dujardin?“

Im Hotel besprachen sie, nachdem sie sich umgezogen und mit ihren Ehegatten telefoniert hatten, der Präsident fast eine Stunde, die Kanzlerin fünf Minuten, bei einem Glas Calvados am knisternden Kamin bis spät in die Nacht ein konzertantes Vorgehen, um die EG zu stärkeren Sanktionen gegen schlecht wirtschaftende Mitgliedsländer zu zwingen. Über Kino wurde auf dem Treffen nicht mehr geredet. Der Katastrophenfilm eines bankrotten Europa verdarb den beiden Staatsoberhäuptern die Lust auf andere dramatische Szenarien.

Auf dem Rückflug von Paris nach Berlin las die Kanzlerin wie gewohnt im Internet die Tagespresse über sich. *Le Monde* zitierte den Staatspräsidenten, der über das Treffen

mit der Kanzlerin resümierte: „Frankreich denkt nach und Deutschland arbeitet daran.“ Der *Spiegel*, der den Grimmischen Märchennamen „Angela Mutlos“ im deutschen Blätterwald etabliert hatte, lobte die Kanzlerin jetzt als „Fleißiges Lieschen“ und nannte den Präsidenten Frankreichs „Le raisonneur“, nach der Skulptur von Auguste Rodin. Das Thema Film hatte sich ungewollt als diplomatisches Überraschungsmoment erwiesen.

Während ihre Protokollchefin Helen Teufert, im Stab nur „die Teufelin“ genannt, wegen plötzlicher Turbulenzen zur Toilette eilte, googelte die Kanzlerin *Die Kinder des Olymp* und sah, dass der Film auf DVD erhältlich ist. Von Michelangelo Antonioni gab es alle wichtigen Filme in deutscher Fassung: *L'avventura*, *La Notte*, *Die rote Wüste*, *Blow up*, *Zabriskie Point*, *Beruf: Reporter*. Alle wollte sie sehen, doch woher die Zeit nehmen?

Sie bräuchte ein Jahr Urlaub vom Regieren, um sich eine solide Grundlage über die Geschichte des Kinos von seinen Anfängen bis heute anzueignen. Für die wenigen Nachtstunden, die sie dem Schlaf abzutrotzen imstande war, ohne hässliche Augenringe zu bekommen, sollte sie eine wohlüberlegte Auswahl treffen, und jemand mit cineastischem Sachverstand aus ihrem Umfeld musste sie beraten. Ihr Schulfreund aus Gransee war ein Filmsüchtiger, offensichtlich auch süchtig nach Alkohol, und die Art von privatem Umgang, auf den die Boulevardpresse sich mit Kusshand stürzen würde. Sie konnte sich lebhaft die Schlagzeile ausmalen: „Kanzlerin schaut heimlich Pornofilme mit alter Schulliebe“. Da ihre vertrauten Mitarbeiterinnen nur

Politologie, nicht an der Filmakademie studiert hatten, blieb nur, einen ausgewiesenen Experten anzuheuern und regelmäßig mit ihm essen zu gehen. Bloß nicht im Borchardt, wo ihr Vorgänger gern mit namhaften Künstlern zu Mittag speiste. Seit ihrer Wahl zur Kanzlerin vermied sie es, sich mit ihm in irgendeiner Weise zu vergleichen. Nicht weil er Sozi, sondern weil er ein eitler Sozi war. Beides konnte ihr niemand vorwerfen. Was sie und ihre Partei einmal beschlossen hatten, dazu stand sie, ohne bei sinkender Popularitätsquote umzufallen und die Vertrauensfrage zu stellen. Die Medien wegen Artikeln über ihre getönten Haare zu verklagen, käme ihr nicht in den Sinn. Man mochte sie „Mutti“ nennen, sie als Murkskanzlerin beschimpfen und ihr Machtstreben um der Macht willen vorwerfen – auch deshalb würde sie nicht ihre Anwälte konsultieren. Dass sie, wie jeder empfindsame Mensch, unter der Disposition ihrer nur protokollarisch, nicht medial respektierten Person litt, ging niemanden etwas an. Wie in dem Gedicht von Fernando Pessoa über den vorgetäuschten Schmerz des Dichters täuschte sie Stärke und Ausgeglichenheit vor, die sie wirklich besaß. Aber nicht immer. Sie wollte endlich einmal ein kleines Geheimnis für sich behalten. Darum musste ihre Beziehung zum Kino im Verborgenen blühen, sonst würde das zarte Pflänzchen ihres noch jungen Glücks von der Presse totgetreten.

Andererseits stand ohne sachkundige Hilfe zu befürchten, dass sie sich in den unermesslichen Weiten dieser glücklichen Beziehung verirren könnte wie Alice im Spiegelland. Deshalb rief sie den Kulturstaatsminister an und bat um Vorschläge für ein informelles Gespräch mit namhaften heimischen

Filmregisseuren. Der Minister nannte nach reiflicher Überlegung die Regisseure Fatih Akin (wegen der türkischen Integration), Dani Levy (wegen des jüdisch-deutschen Elements), Andreas Dresen (wegen der Osterweiterung) und Doris Dörrie (wegen der Frauenquote). Dass auch Christoph Schlingensief (wegen der Neuwähler und Bayreuth) auf der Liste stand, tat nichts zur Sache. Die Kanzlerin hätte ihn ohnehin nicht treffen wollen. Sein gepfeffelter Parsifal hatte ihr noch Tage nach der Premiere schwer im Magen gelegen, ganz zu schweigen von seinem kindischen Aufruf „Tötet Kohl!“, den sie geschmacklos und zudem überflüssig fand. Schließlich hatte ihr politischer Ziehvater sich selbst die Kugel gegeben mit der Parteispendenaffäre. Dass Schlingensief, der Liebling des Feuilletons, unlängst verstorben war, war dem Minister anscheinend entgangen. Überhaupt steckte der Kanzlerin zu viel politischer Proporz in der Auswahl, sie suchte ja nur jemanden, der ihr half, alte und neue Filme auszuwählen, die zu sehen sich lohnte. Also schickte der Kulturstatsminister eine Liste mit Namen deutscher Filmkritiker, kirchlicher Filmbeauftragter und Festivalleiter. Außer Berlinale-Chef Kosslick kannte die Kanzlerin niemanden von ihnen. Sollte sie ihn kontaktieren? Zwischen Hamburg und Haiti war kein amüsanterer Prediger in Sachen Kino und keiner, der eifriger aus dem Nähkästchen plauderte. Damit die Nachrichtenagenturen zwischen Hamburg und Haiti ihr Geheimnis nicht in die Welt hinausposaunten, entschied sie sich, mit keinem der Genannten zu sprechen, und rief stattdessen Volker Schlöndorff an. Mit ihm hatte sie nämlich, wie die Mecklenburger sagen,

noch ein Hühnchen zu rupfen. Der Blechtrommler wohnte, wie die Berliner sagen, dicke bei in Babelsberg und war wie Nante, der Eckensteher, ein launiger Kritiker der Obrigkeit. Unlängst hatte er in einem offenen Brief an die Kanzlerin gefordert, sie solle in ihren alten Beruf zurückzukehren, statt weiter unser schönes Land in Grund und Boden zu regieren. Dabei hatte er sie wie selbstverständlich gedutzt, als wären sie Schulfreunde.

„Ja bitte!“, krächzte eine stark vergrippte Stimme.

„Guten Abend, Herr Schlöndorff! Hier ist die Bundeskanzlerin. Ich hoffe, ich störe nicht.“

Ein Poltern in der Leitung ließ vermuten, dass dem Angerufenen das Telefon aus der Hand gefallen war. „Entschuldigung, ich bin gestolpert ... Können Sie mich hören?“

„Allerdings. Ich kann Sie auch verstehen mit dem, was Sie über mich geschrieben haben“

„Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse ... Ich sage bisweilen fürchterliche Sachen, wenn ich wütend bin. Eigentlich bewundere ich Sie ... als Frau.“

„Das liest man aus Ihrem offenen Brief nicht unbedingt heraus. Aber mussten Sie mich deshalb gleich duzen?“

„Mich redet jeder Kritiker mit Volker an, aber wenn er meinen Film verreißt, schreibt er ‚der Schlöndorff‘.“

„Lassen wir die Formalitäten. Ich rufe an, weil ich Ihren Rat brauche.“ Am anderen Ende der Leitung hörte man nicht einmal den Atem des Zuhörenden. „Da Sie sich als mein Ratgeber bewiesen haben, der kein Blatt vor den Mund nimmt, möchte ich mehr von Ihnen profitieren.“

„Verstehe ich richtig, ich soll Sie weiter kritisieren?“

„Nein, das überlassen wir den Leitartiklern. Ich brauche Ihren filmischen Sachverstand. Wann können wir uns treffen?“

„Jederzeit. Bei Ihnen oder woanders?“

„Sagen wir, bei Ihnen zu Hause?“

„Bei mir ist schlecht. Besser in meinem Büro im Studio Babelsberg.“

„Zu viel Aufsehen. Gibt es keinen Ort in Berlin?“

„Ich bin die ganze Woche im Schneiderraum in Charlottenburg. Dort sind wir ungestört.“

„Ich rufe Sie an, sobald ich Zeit habe“, versprach die Kanzlerin, obwohl ihr klar war, dass sie das Versprechen nicht halten würde. Sonst könnte sie den Grund ihres Treffs mit Volker dem deutschen Volk gleich selbst zur Kenntnis bringen.

Obwohl er das Rauchen längst aufgegeben hatte, zündete sich Schlöndorff mit zittriger Hand eine Zigarre an. Seine Frau war besorgt, als sie ihren Mann in eine Qualmwolke eingehüllt sah. Etwas Schlimmes musste passiert sein, mutmaßte sie, dass Volker zu einer dieser stinkenden DDR-Zigarren Marke Sprachlos griff, die der Drehbuchautor Kohlhaase ihm zur Premiere von *Die Stille nach dem Schuss* geschenkt hatte.

„Wolfgang meint, die soll ich rauchen, falls man mir je das Amt des Kulturministers anträgt, und dann sofort, wie Fritz Lang 1933, den Nachtzug nach Paris nehmen.“

Also fing Frau Schlöndorff schon mal an zu packen.

In den nächsten Tagen konnte die Kanzlerin keine Minute Schlaf für den fakultativen Filmunterricht entbehren. Innerhalb der Schwesterpartei kriselte es und die Energiekonzerne drängten auf längere Laufzeiten der AKW. Zudem gab es Verstimmungen mit ihrem langjährigen Kanzleramtsleiter, jetzt Innenminister, von dessen Maßnahmen gegen vermeintliche Terrorgefahren sie erst aus der Presse erfuhr, was zu allerlei Spekulationen über Differenzen zwischen ihnen führte. Zu all diesen Dingen musste sie postwendend Stellung beziehen, als ob sie nicht genug anderes zu tun hätte. Allein ihr Terminkalender für Auslandsreisen war auf Monate randvoll, weshalb man sie die heimliche Außenministerin nannte. Was nicht ganz falsch war. Der Parteichef des Koalitionspartners, für das diplomatische Amt so geeignet wie ein Elefant fürs Porzellangeschäft, flichte zudem als Sprecher der Besserverdienenden den Schlechterverdienenden dauernd am Zeuge, und die Kanzlerin musste es in der eigenen Fraktion ausbügeln. Dort war man der Meinung, der Außenminister höre auf sie wie auf seine Mutter. Was hinterhältig war und darauf zielte, dass sie keine eigenen Kinder hatte. Zudem stand ihr Juniorpartner mächtig unter Druck wegen der rasenden Talfahrt in den Meinungsumfragen und des gebündelten Dauerbeschlusses ob seiner kommoden Steuergeschenke für die Hotelbranche. Damit erwies sich der liberale Freigeist als Rettungsanker, der auch die Kanzlerin hinabzuziehen drohte. Obwohl die Farbsymbolik der immergleichen Berufskleidung – Hose,

Blazer, Bluse, Halsschmuck – ihr herzlich egal war, vermied sie inzwischen die Kombination Schwarz-Gelb.

Als erste Frau im Staat durfte sie weder ihre beruflichen noch privaten Gefühlsschwankungen zu erkennen geben. Sie musste Haltung bewahren, Stärke zeigen und jede auch noch so überflüssige Rede souverän vortragen. Spontaneität, ohnehin nicht ihre größte Tugend, behielt sie sich für abendliche Dinnerpartys und Einzelgespräche vor. Auch zu Hause konnte sie sich nicht einfach fallen lassen, weil ständig das Telefon klingelte und ihr Mann von seiner Arbeit ebenso angespannt war wie sie. Sie wusste, dass er unter ihrem hohen Amt litt, sich zwar nicht unbedeutend fand, aber die ironischen Bemerkungen der Kollegen über seine Gattin satt hatte. Ehemänner mächtiger Frauen werden gern schief angesehen, weil die Gesellschaft nicht glaubt, dass sie kein Problem mit der Situation haben. Wie sollte sie als Kanzlerin nicht stark sein, war sie doch von mächtigen Männern umgeben, die jede ihrer Schwächen ausnutzten? Ihr Glück, dass sie nicht wie Claudia Schiffer aussah und wie ein Mann denken und handeln konnte.

Zu Beginn ihrer Amtszeit hatte sie sich überproportional mit Frauen umgeben, um ihrem Geschlecht eine Chance einzuräumen. Nicht freiwillig, sondern weil die Gleichstellungsbeauftragten dies von ihr forderten. Inzwischen hegte sie Zweifel, ob Frauen von Natur aus die besseren Mitarbeiter waren, aber das würde sie öffentlich nie verlauten lassen. Alles Schlechte, was man über Männer und Macht sagen kann, stimmte. Nicht alles, was man Positives über Frauen

in der Politik sagt, hielt der Erfahrung stand. In Wahrheit kam sie nun mal mit Männern besser aus, weil die leichter zu durchschauen waren. Ihr eigenes Geschlecht kannte zu viele Strategien der Verstellung, konnte sich die blödesten Ideen als „neues Denken“ schönreden, wenn man sie nur an der Durchsetzung des Blödsinns beteiligte. Das machte sie in führenden Positionen unberechenbarer als Männer, weil Frauen schwerer zugeben können, dass sie Opportunisten sind. Ihre Überzeugungen, egal wie falsch, verteidigen sie wie eine Löwin ihr Junges, während Männer über die eigene Schuftigkeiten lachen können, ohne sich deshalb in Frage zu stellen. Frauen gehen zum Psychiater oder nach Indien, sobald sie die Widersprüche ihrer Positionen als bedrohlich empfinden. Männer spielen Golf, betrinken sich oder gehen fremd und machen weiter wie gehabt.

Die menschlichen Schwächen und Untugenden zu bekämpfen war nie ihr Ziel gewesen. Aber nicht im Traum hatte sie je daran gedacht, einmal als Bienenkönigin im Volk der Niederträchtigen, Eitlen und Gierigen für deren Erhalt sorgen zu müssen. Sie, die Tochter eines protestantischen Pfarrers, die zu Sparsamkeit, Tugend und Gehorsam erzogen worden war. Zwanzig Jahre lang diente sie nun schon dem Wohle des Vaterlandes, fragte nie nach ihren persönlichen Bedürfnissen.

Es wurde Zeit, etwas für sich zu fordern, das nicht dem politischen Zweck diene. Oder ihm indirekt doch diene. Und wäre nicht eine Kanzlerin mit Filmbildung einem Volk, das von Kindesbeinen mit Kino und Fernsehen gefüttert wird, um vieles näher? Sie war mit Mitte fünfzig eine cineastische

Analphabetin. Das sollte sich ändern, und zwar ohne Wissen des Landes, das sie regierte. Wenn die Presse davon Wind bekäme, würde die Opposition ihr vorwerfen, sich in Traumwelten zu flüchten, statt den Realitäten ins Auge zu sehen. Niemand würde ihr Freizeitvergnügen respektieren, obwohl sie sich konsequent verbat, ein öffentliches Privatleben führen zu müssen. Wie gern würde sie einmal zu den Filmfestspielen nach Cannes und Venedig reisen, die Berlinale besuchen oder die Hofer Filmtage, das jährliche Familientreffen deutscher Cineasten.

„Vergiss es“, winkte ihr Gatte ab, als sie darüber sprachen. „Nicht mal in Templin könntest du ins Kino gehen, ohne dass die *Bild*-Zeitung es auf der Titelseite bringt. Es wäre pure Zeitverschwendung. Das Kino ist keine Kunst, nur Klamauk und Zugabe für Popcorn und Cola.“

„Es gibt auch Filme, die betroffen machen und zu Tränen rühren“, fand die Kanzlerin. „Oder zu herzlichem Lachen. Das soll gesund sein.“

„Selbst der grüblerischste Film kann nicht das Hochgefühl eines Opernbesuchs erzeugen. Dauernd quasseln Leute dazwischen und rennen aufs Klo.“

Selten widersprach die Kanzlerin ihrem Gatten, weil er zumeist recht hatte, und, falls nicht, sie zu müde war für verbale Gefechte, von denen sie tagsüber im Amt genügend auszutragen hatte. Doch diesmal schien es ihr, als wolle er aus Prinzip anderer Meinung sein, um ihr etwas auszureden, das ihm nichts bedeutete.

„Auch in Bayreuth gibt es Leute, die nerven. Sie haben die

Partitur des *Ring* auf den Knien, dirigieren mit und stöhnen, wenn das Orchester zu schnell oder zu langsam spielt.“

„Wenigstens gehen sie nicht mittendrin aufs Klo“, sagte ihr Mann und ließ sich nicht davon abbringen, dass Kino eine Zumutung sei. „Als wir jung waren, gingen wir nur hin, um im Dunkeln ...“

„Du vielleicht, ich nicht!“, parierte die Kanzlerin resolut. „Mein Vater hat mir verboten, ins Kino zu gehen. Er war der Meinung, Filme verderben den Charakter.“

„Recht hat er ... Übrigens, er rief heute bei mir an, weil er dich nicht erreichen konnte.“

„Was Wichtiges?“

„Er muss wieder ins Krankenhaus und fürchtet, diesmal ist es ernst.“

„Und das sagst du mir erst jetzt!“ Die Kanzlerin griff zu ihrem Diensthandy und wartete auf das Rufzeichen.

Es handele sich bloß um eine Routineuntersuchung, beruhigte die Mutter die Tochter. „Du weißt doch, er dramatisiert gern. Er hätte Schauspieler werden sollen und nicht Pfarrer.“

Trotzdem wollte die Tochter den Vater sprechen, bekam aber zu hören, dass Vati schon schlief.

„Sag ich doch, er dramatisiert wieder“, lästerte der Schwiegersohn.

„Ach, sind wir nicht alle Darsteller des ewigen Dramas von Leben und Tod?“

„Weil wir zu viel Filme schauen und meinen, wir müssten genauso sein wie die Helden auf der Leinwand. Aber im Leben gibt es kein Happy End.“

Die Kanzlerin wollte sich ihr neues Freizeitvergnügen nicht madig machen lassen und suchte nach einer Formel, die weitere Diskussionen erübrigte, aber ihr fiel nur der Satz ein „Kino gibt uns das Verständnis der Welt durch Mitgefühl und Empörung.“

„Dann gute Nacht! Und verdirb dir nicht die Augen“, sagte ihr Gatte und ging zu Bett.

Die Kanzlerin setzte ihre Brille auf, schob einen Film ins Abspielgerät und machte es sich auf dem Sofa bequem. *Die Kinder des Olymp* begann wie eine Oper mit Ouvertüre bei geschlossenem Bühnenvorhang, Nach dem Vorspann ging der Vorhang hoch und man war mitten in das Paris des 19. Jahrhunderts versetzt. Da neben ihr niemand Popcorn und Cola verzehrte oder quasselte, stellte sich das Bayreuther Hochgefühl ungetrübt ein und hielt volle drei Stunden, die zum Heulen traurig waren, aber auch hinreißend heiter – französisch eben. Hatte die Kanzlerin noch Zweifel gehabt, ob die mehr oder weniger selben Geschichten von Liebe, Arbeit und Tod sie auf Dauer fesseln konnten, so waren sie mit diesem Meisterwerk restlos verflogen. Allein dieser Film bewies, dass das Kino den anderen Künsten nicht nur ebenbürtig war, sondern die tiefsten Einsichten in die Dinge des Lebens gewährte. Ihren Gatten würde sie schon noch dazu bringen, es einzusehen und die Nächte mit ihr durchzumachen.

Am Morgen rief ihr Vater an und erinnerte sie daran, in der Islam-Debatte des Bundestages die christlichen Werte nicht